



Aus Freude am Lesen

Der alte Wilderer Adùmas traut seinen Augen nicht, als er im Wald ein Wildschwein mit einem Fuß im Maul vorbeilaufen sieht. Und auch die Bewohner des Bergdorfs im tosco-emilianischen Apennin schreiben seine Beobachtung eher dem Alkohol zu. Doch dann brennt plötzlich der Wald, und zwei Mitarbeiter einer Baufirma werden ermordet aufgefunden. Forstinspektor Marco Gherardini will den Dingen auf den Grund gehen und quartiert sich in der abgelegenen Hütte einer vor Kurzem aus Bologna angereisten Studentin ein. Gherardini und Francesca kommen sich näher, doch irgendjemandem scheint ihr Aufenthalt im Wald ganz und gar nicht in den Kram zu passen ...

FRANCESCO GUCCINI, Jahrgang 1940, zählt zu den bedeutendsten italienischen Liedermachern. Sein Freund LORIANO MACCHIAVELLI ist erfolgreicher Krimiautor. Beiden leben im rauen Apennin, den sie in ihren gemeinsamen Büchern so wunderbar charakterisieren. »Schlechte Saison« ist der Start einer neuen Krimiserie um Forstinspektor Marco Gherardini und stand in Italien monatelang auf Platz 1 der Bestsellerliste.

Francesco Guccini/
Loriano Macchiavelli
Schlechte Saison

Kriminalroman

*Aus dem Italienischen
von Christiane von Bechtolsheim*

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Malastagione« bei Mondadori, Mailand.

Dieses Buch ist ein Werk der Fantasie. Figuren und Orte, von den Autoren
frei erfunden, haben den Zweck, der Geschichte Wahrhaftigkeit zu verleihen.
Jedwede Übereinstimmung mit Ereignissen, Orten und lebenden oder
verstorbenen Personen ist rein zufällig.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2013,
Copyright © 2011 by Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: Getty Images/Jerry Young
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
SL · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74541-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

ADÜMAS, EIN WILDSCHWEIN UND EIN FUSS

Als es ihm in den Gelenken kribbelte, streckte er die Beine aus. Er saß in einer Mulde auf einem natürlichen Kissen aus weichem Moos, mit dem Rücken an den Stamm einer Kastanie gelehnt. Er konnte schlecht einschätzen, wie lange er noch warten musste. Früher hätte er sich einfach in eine Astgabel gesetzt. Das Alter – dabei war er noch gar nicht so alt – zwang ihn mittlerweile zu bequemeren Lösungen.

Er setzte einen mit Grappa gefüllten silbernen Flachmann an (die Gegengabe eines dankbaren Gastwirts aus dem Dorf) und nahm einen Schluck. Er legte den Flachmann weg und griff mit der Linken reflexhaft in die Hemdtasche. Grappa und Zigarette gehörten einfach zusammen, das ging jetzt allerdings nicht. Er hatte zwar Gegenwind, aber um kein Risiko einzugehen ...

Die Rechte lag locker auf dem Gewehr, einer 12er Beretta-Doppelflinte, die mit grobem Schrot geladen war, mit Postenpatronen zu neun Kugeln. Er hatte vor, auf kurze Entfernung zu schießen, wollte aber doch sichergehen und hatte kein Flintenlaufgeschoss eingelegt.

Er trug einen alten Tarnanzug, den er auf dem Wochenmarkt an einer Bude mit Restposten aus einem Militärfundus erstanden hatte. Die Füße steckten in Militärstiefeln, die auch schon bessere Zeiten gesehen hatten. Eine Kappe, ebenfalls aus Tarnstoff, kaschierte seine große Glatze.

Er hieß Adümas.

Den seltsamen Namen verdankte er seinem Vater, der hatte

ganz normal Giuseppe geheißten und war gestorben, als Adùmas noch ein Kind war. Er war im tiefen Winter in einen Schneesturm geraten, als er versuchte, über den Pass nach Hause zu gelangen. Was er im Gepäck hatte, war damals heikle Ware, und er hatte den Pass schon unzählige Male überquert, bei Wind, Regen und Schnee. Man fand ihn ein paar Tage später, als der Sturm vorbei war. Unter dem Schnee begraben, zusammengekauert wie ein Embryo. Der Apennin ist zwar nicht mit den Alpen oder den Rocky Mountains zu vergleichen, doch wie jedes Gebirge fordert er gelegentlich ein Opfer, das Leben eines Menschen, der sich in einer Anwandlung von Stolz oder Leichtsinn stärker als der Berg wähnt. Aber stärker als der Berg ist der Mensch eigentlich nie.

Der Vater war Tunnelarbeiter gewesen, überall in Italien hatte er Tunnel gegraben. In seinem Wäschesack steckten zwei Hemden, zwei Pullover, Strümpfe und Unterhosen. Außerdem ein Exemplar der *Drei Musketiere*, das er wieder und wieder las. Er war sonst kein großer Leser, aber die Geschichten dieser Haudegen fesselten ihn von jeher. Als sein Sohn geboren wurde, wollte er ihn deshalb nach einem seiner Helden nennen. Aber er konnte sich nicht entscheiden: d'Artagnan oder Aramis? Athos oder Porthos?

Er entschied sich für den Namen des Schriftstellers. Auf dem Buchdeckel stand A. Dumas. Und es ward Adùmas. Auf den Punkt, der keine Bedeutung für ihn hatte, achtete der Vater nicht.

Adùmas wartete auf das Wildschwein. Gesehen hatte er es bisher nicht, aber aus den zahlreichen Spuren, die das Tier hinterlassen hatte, folgerte er, dass es sich um einen jungen Keiler handelte. Zwanzig, dreißig Kilo, schätzte er. Den konnte er allein in einem Sack verstauen und sich auf die Schultern la-

den, und wenn es dunkel war, würde er ihn ins Restaurant liefern, durch die Hintertür, während Bussard drinnen am Tisch saß und seine Fiorentina aß. »Und zwar vom Chianina, Benito!«, sagte er jedes Mal, wenn er bestellte.

Ja, ein Steak vom Chianina-Rind. Jeder wusste, woher Benitos Chianina-Steak stammte, aber der Wirt fühlte sich bemüht zu versichern: »Klar, Bussard, Chianina, was denn sonst.« Man konnte jede Wette eingehen, dass es Chianina war, zumindest für Bussard, schließlich vollbrachte Benito wahre Wunder, damit er es bekam. Wäre es nicht Chianina gewesen, hätte Bussard das beim ersten Bissen gemerkt.

Während Bussard also sein Chianina-Steak verspeiste, würde Adumas das Tier eine Handbreit hinter Bussards Hintern vorbeitrugen. Und das nicht zum ersten Mal.

Benito, der Wirt der gleichnamigen Trattoria, brauchte Wildschwein für ein Abendessen, das Leute aus der Stadt vorbestellt hatten und bei dem es als Hauptgericht Wildschweinragout mit Polenta geben sollte. Er hatte kaum mehr etwas in der Kühltruhe. Juli war zwar eigentlich keine Wildschweinsaison, aber so waren die Städter eben ...

»Ich kenne da eine Trattoria in den Bergen, die machen ein Wildschweinragout ...«

Sie hatten recht: Benito verstand etwas von Wildschweinfleisch. Er schnitt es in kleine Würfel, legte es über Nacht ein, halb Wasser, halb Rotwein, dazu Gemüse und Gewürze – Möhren, Stangensellerie, Rosmarin und noch etwas, das er nicht verriet –, anschließend ließ er es mitsamt dem Gemüse, das er später pürierte und nach und nach wieder hinzufügte, auf kleiner Flamme köcheln.

»Und die Polenta – einfach köstlich ...«

»Lass uns dort doch mal zu Abend essen!«

Deswegen lag Adumas auf der Lauer. Er betrieb das Wil-

dern nicht gewerbsmäßig. Das machte in der Gegend kaum noch jemand, und wenn doch, dann mit anderen Methoden und zu anderen Zwecken als früher. Hin und wieder – wenn er selbst etwas brauchte oder aus atavistischer Jagdleidenenschaft oder aus einem unterschwelligem Vergnügen, das Gesetz zu brechen und die Forstpolizei zu foppen – schnappte Adùmas sich seine Büchse und ging in den Wald.

Ach ja, der Wald. Adùmas ließ den Blick schweifen. Leise Wehmut beschlich ihn bei dem Gedanken, wie der Kastanienwald früher gewesen war. Picobello gepflegt, als wäre er ein Park. Sogar gefegt wurde er, mit Weißdornbesen, die im Winter unter großen Steinen lagen, damit das Reisig die gewünschte Form erhielt. Jetzt war der Wald sich selbst überlassen, die Kastanien litten an Kastanienrindenkrebs oder der Tintenkrankheit und an einer neuen Krankheit, bei der erst die Blätter und dann der ganze Baum vertrockneten. Die abgebrochenen Äste und die im Winter umgestürzten Stämme blieben liegen, das welke Laub und die stacheligen Schalen des einen Herbstes verschwanden unter den stacheligen Schalen und dem welken Laub des nächsten Herbstes. Was für ein trostloser Anblick. Dabei hatte der Wald über Jahrhunderte viele Familien ernährt, in guten wie in schlechten Zeiten.

›Andererseits hat es damals kein Schwarzwild mehr gegeben, oder es war noch nicht eingewandert, dachte Adùmas.

Ebenso wenig wie Hirsche, Rehe und Damwild. Die Tiere vermehrten sich schnell, sie drangen ohne jede Scheu ins Dorf ein und verwüsteten die Gemüsegärten. In den Wäldern waren die Stämme der jungen Bäume bis zu einer Höhe von ein, zwei Metern kahl, und die Wildschweine durchpflügten auf der Suche nach Wurzeln und Engerlingen mit dem Rüssel den Waldboden und hinterließen dabei Krater wie nach einem

Bombenangriff. Katzen, Hunde und manchmal auch Menschen kamen voller Zecken nach Hause zurück.

Zwar schwärmten jedes Jahr zu bestimmten Zeiten Jäger aus, die befügt waren, den Wildbestand zu dezimieren, doch die Zahl der erlegten Tiere war immer niedriger als die der verbleibenden Exemplare. Mittlerweile wühlten sich sogar Stachelschweine unter den Zäunen durch und zerstörten ganze Kartoffeläcker. Oder, noch schlimmer, die Zwiebelblumen auf den Gräbern.

Adùmas hatte auch Fährten von Wölfen entdeckt, die durch die Wälder streiften, aber es waren noch zu wenige, als dass sie die Wildplage eingedämmt hätten. Und wenn ihre Zahl wuchs, bedeuteten sie dann nicht eine Gefahr für den Menschen?

Rasche, müßige Gedanken, die ihm beim Warten kamen. Adùmas streckte sich und trank noch einen Schluck aus dem Flachmann. Nicht etwa, weil er fror, es war Abend und auch jetzt in der Dämmerung immer noch mild. Er tat es zum Zeitvertreib, weil der Keiler auf sich warten ließ. Adùmas hatte seine Gewohnheiten studiert, war dazu morgens losgezogen, der Tag würde seine Menschenspuren auf dem Boden verwischen, und Wildschweine, das wusste er, sahen hauptsächlich mit der Schnauze. Er wusste, wo der Keiler sein Lager hatte, im dichten Unterholz, im Dickicht aus Ginster, Farn und Brombeeren. Er wusste, welche Wechsel er benutzte, um zu fressen oder zu trinken oder sich im Schlamm zu wälzen, drunten in der Wildschweinsenke – dem Fosso del Cinghio – oder in einer Wasserlache, der Suhle, noch gut zehn Meter weiter unten. Er hatte den Malbaum gesehen, an dem sich der Keiler nach dem Bad scheuerte. Er wusste Bescheid und erwartete ihn.

Adùmas erwartete ihn, und er hörte ihn kommen, denn ein

Wildschwein muss man, wie es heißt, zuerst mit den Ohren sehen.

Er legte sich, getarnt durch ein paar Kastanienzweige, bequem zurecht, die Linke um die Waffe gelegt, die Rechte am Abzug. Er lauschte, das Tier trottete, nichts ahnend, gemächlich näher.

Ein paar Meter oberhalb von ihm tauchte es auf, es brach durch einen Ginsterstrauch und lief an einer großen, von Efeuranken überwucherten Kastanie vorbei. Nach ein paar Schritten kam es in die Schusslinie. Adùmas nahm es ins Visier, zielte und wollte schon schießen, hielt aber inne. Der Keiler hatte etwas im Maul. Adùmas erkannte nicht sofort, was es war, doch als er genau hinspähte, erschauerte er und machte eine falsche Bewegung: Er stemmte den Ellbogen, auf den er sich gestützt hatte, zu sehr gegen den Boden und verursachte damit einen winzigen Erdrutsch aus Humus und Kieselsteinchen. Das Tier wandte sich hastig dem kaum hörbaren Geräusch zu, setzte grunzend zu einem Spurt an und verschwand im Dickicht des Waldes.

Der Hinterhalt war missglückt, Adùmas konnte von vorn anfangen, aber das war es gar nicht. Wenn er daran dachte, was der Keiler zwischen den Zähnen gehabt hatte, drehte sich ihm der Magen um. Zur Beruhigung wollte er einen tiefen Schluck aus dem Flachmann nehmen, fluchend warf er die leere Flasche auf den Boden. Adùmas stand auf und stieg vom Ansitz zu dem Wechsel hinunter, er musste unbedingt herausfinden, ob der Keiler Spuren von dem Ding hinterlassen hatte, das er flüchtig gesehen hatte. Er bückte sich, suchte die Strecke ab ... Da war nichts. Aber er wäre jede Wette eingegangen, dass er sich nicht getäuscht hatte.

TRATTORIA-BAR *BEI BENITO*

Als Schild diente ein dunkelgrün lackiertes Brett, in das die Wörter *Bei Benito* und darunter *Trattoria-Bar* eingebrannt waren. Weiter unten, an der Wand neben der Tür, präsentierte ein ebenfalls hölzernes Schild (auf das ein unbekannter naiver Künstler einen lachenden Koch gemalt hatte) die Spezialitäten des Hauses an: *Handgemachte Tagliatelle* und *In der Saison: Pilze, Trüffel und Wildbret*.

Eigentlich hieß der Wirt Quintiliano Giusti. Der Name auf dem Schild rührte von Benitos außerordentlicher Ähnlichkeit mit dem leidig berühmten Benito der jüngsten Geschichte des Landes, und das Schild legte die Vermutung nahe, dass diese Ähnlichkeit dem Wirt nicht missfiel. Eine Frage des Geschmacks.

Ursprünglich hatte *Osteria der zwei Pilger* auf dem Schild gestanden, es hatte alle Unbilden der Zeiten erlebt und hing immer noch da. Der Name wurde an dem Tag geändert, an dem Quintiliano Giusti, genannt Benito, in Casedisopra erschien, in der Tasche den Kaufvertrag für die Osteria nebst allem Drum und Dran und im Sinn einen radikalen Umbau seines neu erworbenen Eigentums.

Warum Quintiliano Bologna verlassen hatte, wusste niemand so genau, und es hatte damals viel Gerede gegeben. Darunter manche böse Zunge. Auch wusste niemand so genau, warum er sich ausgerechnet in Casedisopra niederlassen wollte, die Welt war doch groß. Jedenfalls beschränkte sich der radikale Umbau der Kneipe nach der Übernahme auf ein

neues Schild, und aus der *Osteria der zwei Pilger* wurde binnen eines Tages *Bei Benito*.

Wie die vielen anderen Lokale in den Bergen war *Bei Benito* ein Treffpunkt für alle möglichen Menschen, eine Insel, auf der unterschiedliche Völker, Kulturen und Religionen zumindest auf den ersten Blick friedlich miteinander lebten. Die beiden tunesischen Brüder Haled und Semir waren dort anzutreffen, Salvatore mit seinem Maurertrupp aus dem Süden, der marokkanische Kellner Amdi, Alteingesessene ebenso wie zugezogene Stadtflüchtlinge und Urlauber. Ein seltenes Beispiel multikultureller Integration.

Auch Badaloni verkehrte im Lokal, der örtliche Bauunternehmer, den die Leute aus alter Gewohnheit, jedem einen Spitznamen zu verpassen, Schaufel nannten. Benito hatte eine Abmachung mit ihm getroffen, derzufolge jeder, der auf Schaufels Baustellen zu tun hatte, ein günstiges Mittagsmenü bekam. Das nutzten Lieferanten, Akkordarbeiter, Lkw-Fahrer, Installateure, Techniker. Und wer zur Belegschaft gehörte, konnte die Rechnung am Monatsende begleichen, wenn der Lohn ausgezahlt war.

Adùmas betrat das Lokal. Benito, ein großer glatzköpfiger Kerl in kragenlosem, weißem Hemd und weißer Schürze, hantierte hinter dem Tresen an der Espressomaschine. Er nickte Adùmas zu und machte ein Gesicht, als wollte er ihn warnen: »Pass auf, was du sagst.« Dann sah er ihn fragend an. Adùmas schüttelte den Kopf und ließ den Zeigefinger kreisen, was »Wir reden nachher« bedeutete. Er ging in den Speisesaal, brummte zur Begrüßung der diversen Gäste »Abend allerseits«, setzte sich an einen Tisch und rief dem Kellner zu: »Amdi, eine Carbonara, den Speck gut durchgebraten, und eine Flasche Wein.« Adùmas holte seine Zigaretten hervor

und steckte sich eine in den Mund, dann seufzte er und stand auf, um draußen zu rauchen, leise auf ein Gesetz schimpfend, das ihm nicht einleuchtete.

»Adùmas' Laune ist ganz schön schwarz, was, Leute?«, sagte Schaufel laut und schob sich eine Gabel Tagliatelle in den Mund. »Noch schwärzer als Amdi. Wahrscheinlich hat er nicht getroffen. He, hast du danebengeschossen?«, rief er ihm hinterher.

»Ach was! Er hat die Forstpolizei gesehen!«, sagte sein Tischgenosse lachend und zeigte auf einen dunkelhaarigen großen jungen Mann, der an einem Tisch in der Nähe saß.

Der junge Mann, von dem die Rede war, Inspektor der Forstpolizei Marco Gherardini, beugte sich über die Lehne nach hinten: »Keine Sorge, Florio, die Forstpolizei hat Feierabend und würde jetzt gerne essen, falls man sich in der Küche mal entschließen könnte. Vergiss es also.« Er hatte alles, was er zum Essen brauchte, Besteck, Teller, eine Flasche Roten und ein halb volles Weinglas. Fehlte nur die übliche Fiorentina, tellergroß und zwei Fingerbreit dick.

An Schaufels Tisch saßen auch Florio, der Vorarbeiter, und das Faktotum Cesarino beim Abendessen. Cesarino war noch von Schaufels Vater eingestellt worden, und als Schaufel die Firma übernahm, hatte er ihn mit übernommen. Schaufel hatte die kleine Firma mit ihren wenigen Arbeitern zu einem ansehnlichen Bauunternehmen gemacht, das in der Hauptstadt und im ganzen Umland tätig war.

Florio und Cesarino hätten unterschiedlicher nicht sein können. Florio war um die fünfzig, kräftig gebaut und außerhalb der Baustellen elegant gekleidet. Cesarino war um einiges älter, hatte sich aber gut gehalten. Der drahtige, ruhige, wortkarge Mann trug immer Arbeitskleidung. Auch sonntags und an Feiertagen. Jetzt konzentrierte er sich auf sein Essen und

kommentierte die Gespräche nur hier und da mit einem knappen Nicken oder Kopfschütteln.

Amdi brachte die Carbonara und den Wein. »Wo ist Adùmas?«, fragte er. »Carbonara fertig. Kalt nix gut«, sagte er und stellte alles auf den Tisch.

Adùmas, der noch vor der Trattoria stand und rauchte, hatte es gehört. Er drückte die Zigarette in dem riesigen Aschenbecher neben der Tür aus, kehrte an seinen Tisch zurück und setzte sich wortlos. Er trank ein Glas Wein, um den Magen einzustimmen, und fing an zu essen.

»He, Leute«, sagte Schaufel, »Adùmas ist eine Laus über die Leber gelaufen.«

»Ach was, ihm ist die Sau nicht vor die Flinte gelaufen«, rief einer von einem Dreiertisch hinten im Saal. Er hieß Pieri und war der Inhaber des Immobilienbüros *Apennin*. Pieri war auch Bürgermeister von Casedisopra gewesen, ein paar Amtszeiten zuvor, und hatte, zur Freude fast aller seiner Bürger, den Anstoß für die bauliche Entwicklung der ganzen Gegend gegeben. Im Dorf wusste kaum noch jemand, aus welchen Parteien der Gemeinderat zusammengesetzt war, aber man wusste noch, dass Pieri alle Parteien und die entsprechenden Parteiflügel unter einen Hut gebracht hatte, zumindest in Sachen Bauentwicklung: städtebauliche Sanierungsmaßnahmen, nachträgliche Änderung von Bauvolumen, bauliche Erschließung von Ackerland unter der Bedingung dass ... Man brauchte nur zu erklären, dass man die Bedingungen erfüllen werde, schon hatte man die Baugenehmigung in der Tasche. Wenn der Bauwerber die Sache mit den Bedingungen hinterher vergaß, machte sich kein Mensch die Mühe, ihn daran zu erinnern.

An Pieris Tisch saßen zwei junge Männer, elegant nach Politikermanier gekleidet. Pieri zog sich die beiden für sein

Maklerbüro heran. Er hatte schon andere ausgebildet, die ihn aber, kaum hatten sie das Handwerk gelernt, verlassen und eine eigene Immobilienagentur gegründet hatten. Weit entfernt vom Einflussbereich ihres ehemaligen Chefs. Die Neuen, die jetzt bei ihm am Tisch saßen, Luca Aldoni und Cesare Cardi, hatte er mit einem Dreijahresvertrag verpflichtet. Bei Vertragsbruch drohte eine Geldstrafe. Der Vertrag war vielleicht nicht zulässig, aber angesichts der schwierigen Zeiten hatten die beiden unterschrieben. Sie begleiteten mögliche Käufer zur Besichtigung möglicher Kaufobjekte, erläuterten Vorzüge und Angebote: alte Häuser, neue Wohnungen – die meisten von Schaufel gebaut – mit Blick auf den Stausee, kleine Grundstücke, fachgerecht sanierte historische Gebäude oder auch Ruinen, die zu einem Spottpreis über den Tisch gingen. Wenn – wie bei auffälligen Objekten – eine besonders niedrige Summe zu begründen war, durften die beiden Lehrlinge auch die Mängel erläutern, die im Übrigen nicht zu übersehen waren. Es verlieh ihren Worten eine Aura der Glaubwürdigkeit. Im Büro wurden die Schlüssel sämtlicher Objekte verwahrt, die in der Gegend zum Verkauf standen. Man brauchte nur zu fragen, und schon nahm einer der beiden den Schlüssel vom Brett und begleitete den Kaufinteressenten an Ort und Stelle.

Der Makler und seine beiden Mitarbeiter hatten fertiggegessen, und Amdi hatte auf Pieris Bitte hin den Tisch abgeräumt, auf dem Luca Aldoni jetzt sorgfältig einen Stapel Fotos ausbreitete.

Über Pieris Bemerkung mit der Sau, die Adumas nicht vor die Flinte gelaufen war, hatten alle im Saal gelacht. Außer Adumas und dem jungen Inspektor der Forstpolizei, der schon die ganze Zeit interessiert zu den Fotos, die den Tisch mittlerweile vollständig bedeckten, hinüberäugte. Pieri merkte

es und sprach ihn an: »He, Bussard, sag bloß, du interessierst dich für eines meiner Häuser!«

»Kommt drauf an«, erwiderte Bussard. »Wenn ich das richtig sehe, hast du da ziemliche Bruchbuden im Programm.«

»Wart's nur ab, die stehen bald da wie eine Eins!«

Der Inspektor zeigte auf die ausgebreiteten Fotos. »Darfst du die überhaupt anbieten?«

Pieri sah säuerlich drein und gab sofort Aldoni ein Zeichen, und die Fotos wanderten eins nach dem anderen dorthin zurück, woher sie gekommen waren: in eine Sammelbox und anschließend in die Ledertasche des Mitarbeiters.

Bussard wollte noch etwas sagen, ließ es aber bleiben, denn Amdi servierte ihm eine Fiorentina, die über den Tellerrand hing.

»Amdi, bring uns noch einen Liter Roten!«, rief ein Gast und hob sein Glas. »Auf die Sau und Adùmas' Jagdglück!« Ein paar Gäste prosteten ihm zu.

»Apropos Jagdglück«, sagte Florio, der bei Schaufel am Tisch saß. »Apropos Jagdglück, wisst ihr noch, wie Nedo seine erste Sau erlegen wollte?«

»Welcher Nedo denn?«, fragte der mit dem Trinkspruch.

»Sag bloß, du erinnerst dich nicht an Nedo und die Geschichte mit seiner ersten Sau.«

»Meinst du Nedo, den Sohn von Valeria? Ich erinnere mich schon, aber das ist doch Jahre her. Damals waren die Wildschweine gerade erst eingewandert.«

»Genau, der Nedo«, fuhr Florio fort.

»Wann sind sie denn eingewandert?«, fragte ein anderer Gast.

»Keine Ahnung«, antwortete Florio. »Das ist Jahre her. Jedenfalls war er auf der Jagd, in dem kleinen Hochtal oberhalb von Casone d'Èmore, und da taucht die Sau vor ihm auf, aber die waren damals noch halbe Hausschweine und hatten keine Angst vor den Menschen. Die Sau schaut ihn ruhig an, er schaut sie an, er hat erzählt, dass sie einfach dagestanden und ihn angesehen hat, er läßt rasch und schießt zweimal. Nichts geschieht, das Tier macht einen kleinen Satz, weiter ist nichts, er hat es getroffen, aber es bleibt einfach stehen... Nedo läßt nach und schießt noch mal... Wieder nichts, das Stück macht noch einen Satz, schaut ihn an, als würde es sagen: ›Was

machst du denn da, du Trottel, und rennt weg. Vor Aufregung hatte Nedo nicht gemerkt, dass sich sein Patronengurt verschoben und er mit Vogelschrot geschossen hatte. Er hat die Sau gerade mal gekitzelt!«

Alle lachten.

»He, Adùmas«, sagte Schaufel, »hast du auch mit Vogelschrot geschossen?«

Adùmas grummelte etwas in sich hinein und sagte dann zu dem Kellner, der gerade an seinem Tisch vorbeilief: »Amdi, noch eine Flasche!«

»Gib acht und trink nicht so viel«, sagte Schaufel lachend. »Sonst plauderst du noch aus dem Nähkästchen. Gib acht, die Polizei hört mit!«

»Dich hört sie auch, Schaufel, aber sie hat Feierabend und kümmert sich nicht drum. Sie würde nämlich gern in Ruhe ihre Fiorentina essen«, sagte Inspektor Gherardini. Er sah sich um. »Aber keine Sorge. Marco – sprich ich – weiß, dass ihr alle wildern geht, und wenn die Zeit gekommen ist, nimmt er euch einen nach dem anderen hops.« Dabei lachte er, aber er gab zu verstehen, dass er nicht scherzte.

»Ach komm, Bussard, wir machen doch bloß Spaß«, sagte Florio. »Ich erzähl dir was, da warst du hier noch nicht Inspektor, es kann dir also egal sein. Peppe aus Casa Tornelli hat ein Stück erlegt, aber ohne Schrot oder sonstige Munition.«

»Ach ja? Wie denn?«, fragte Schaufel. Inspektor Gherardini, den Florio mit dem Spitznamen Bussard angeredet hatte, schien die Angelegenheit nicht besonders zu interessieren.

»Wie er das gemacht hat? Du weißt schon, von wem ich rede, oder? Das ist der Kerl, der in der alten Ziegelei wohnt. Wenn dir der eine knallt, kriegst du von der Wand noch mal eine Ohrfeige. Der packt sich einen Zwei-Zentner-Sack auf die Schulter und trägt ihn kilometerweit. Jedenfalls hat er ge-

wettet, dass er ein Wildschwein ohne Büchse, nur mit einer Machete erlegt. Er hatte eines ausfindig gemacht, einen ausgewachsenen Keiler, legte sich auf die Lauer und wartete. Als das Tier aus dem Dickicht kam, ist er aufgesprungen und hat drauflos gedroschen! Aber der Keiler rannte auf und davon, er hinterher. Es war Winter, alles war tief verschneit, Peppe folgte der Blutspur und fand das Tier schließlich in einem Graben, aus dem es nicht mehr herauskam. Er sprang rein und stach mit aller Kraft zu. Du weißt ja, die Viecher sind zwar scheu und hauen ab, aber wenn sie in der Klemme sitzen, wehren sie sich. Der Keiler sprang auf, biss zu und traktierte ihn mit den Hauern. Peppe kann noch heute nicht seinen rechten Daumen richtig benutzen, und auf der Stirn hat er eine ganz hübsche Narbe. Er sagt, von der Attacke gegen den Kopf war er so benommen, dass er kurz ohnmächtig wurde. Er lehnte sich an die Wand des Grabens und wischte sich das Blut von der Stirn, das ihm in die Augen lief, und der Keiler flüchtete, aber er ist gleich hinterher. Peppe blutete, aber der Keiler blutete noch stärker, er rannte durch den hohen Schnee, aber irgendwann konnte er nicht mehr und blieb stehen, vielleicht wollte er nur verschnaufen, vielleicht hatte er auch zu viel Blut verloren, jedenfalls hat Peppe den Keiler eingeholt und erlegt.« Florio hielt inne, um seine trockene Kehle mit einem Schluck Wein zu befeuchten. Die Leute ringsum hatten schweigend gelauscht und warteten auf das Ende der Geschichte. »Ich kenne Peppe gut, ich habe die Trophäe bei ihm zu Hause gesehen, der Schädel ist wirklich übel zugerichtet«, sagte er und widmete sich wieder seinem Essen.

Kommentare flogen hin und her. Weitere Gäste waren gekommen, und Amdi und Adele, die alte Zugehfrau und Köchin, arbeiteten schnell und schweigend. Gastwirt Benito räumte Marcos Tisch ab und sagte: »Reg dich nicht auf, Bus-

sard. Die Geschichte hab ich auch schon gehört, aber falls Peppe sich tatsächlich strafbar gemacht hat, dürfte die Sache längst verjährt sein.«

»Wenn ich in deine Kühltruhe schaue und was entdecke, was nicht drin sein dürfte«, erwiderte Bussard lachend, »ist da gar nichts verjährt. Geh schon, Benito, bring mir die Rechnung.«

»Die Viecher können aber auch ganz nett sein«, mischte sich Schaufel am Nebentisch ein. »Einer meiner Bauarbeiter hat mir erzählt, dass in der Mittagspause immer eine dicke Sau kommt und ihm aus der Hand frisst.« Er wandte sich an Adùmas. »Hat dir schon mal eine aus der Hand gefressen?«

Adùmas trank sein Glas aus und griff nach der Flasche, um sich nachzuschicken, aber sie war leer. »Richtig aus der Hand nicht, aber den Keiler, den ich gesehen habe, kriegt von euch keiner zu Gesicht«, sagte er und stand vom Tisch auf. »Meine Rechnung auch, Benito.«

»Was willst du denn schon für einen Keiler gesehen haben!«, rief Schaufel.

Adùmas blickte ringsum und wartete. Erst als alles still war, sagte er, jedes Wort betonend: »Der Keiler, den ich gesehen habe, hatte den Fuß eines Menschen im Maul!«

Auf einen Schlag herrschte Stille im Saal, viele hörten auf zu essen und musterten Adùmas befremdet. Dann sagte hier und da jemand etwas leise zu seinem Tischnachbarn, und Benito lehnte sich mit sehr ernster Miene über die Theke. »Einen Fuß, Adùmas? Bist du sicher?«

Adùmas nickte ebenso ernst.

»Und wo willst du den Fuß gesehen haben?«, fragte Schaufel. Adùmas machte eine Geste, die ›irgendwo da oben im Wald‹ bedeutete, und wollte gerade zu einer näheren Erklärung ansetzen, als sich jemand lustig machte: »Klar, einen Fuß

hat er gesehen! Wie viele Flaschen hattest du denn intus, Adùmas?«, worauf kein Halten mehr war und die Spannung sich in Gelächter und Kommentaren auflöste:

»He, Adùmas, war es der rechte oder der linke Fuß?«

»Von einem Mann oder einer Frau?«

»Woher soll er denn was von Mann oder Frau wissen! Er war sternhagelblau!«

»Dann müssen wir den finden, dem der Keiler den Fuß abgeknöpft hat.«

»Genau, und dann machen wir ihn wieder dran.«

»Morgen gehen wir alle auf die Suche nach dem Mann ohne Fuß.«

»Wir müssten nur wissen, was für eine Art Fuß es war.«

»Was war es denn für ein Fuß, Adùmas? Tangotänzer oder Maurer?« So ging es weiter, bis Pieri aufstand und um Ruhe bat. »Moment mal. Wir müssen das klären. Das ist nicht witzig, schließlich geht es um einen menschlichen Fuß. Sag mal, Adùmas, wo genau hast du den Keiler mit dem Fuß im Maul gesehen? Wir könnten morgen alle in den Wald gehen ...«

»Du hast doch keine Ahnung vom Wald, Pieri. Du bist und bleibst ein Bürgermeister«, fiel Adùmas ihm ins Wort.

»Stimmt, aber ich war viel in den Wäldern unterwegs, bevor ich wurde, was ich bin. Jetzt sag, wo warst du genau?«

Vielleicht lag es an den zwei Flaschen Wein, vielleicht auch an seinem Bedürfnis, über die Sache zu reden, jedenfalls bildete Adùmas sich ein, dass Pieri es ernst meinte. »Am Fosso del Cinghio. Etwa zehn Meter unterhalb der Senke ist die Schlammlache, wo sich die Wildschweine suhlen. Nicht weit davon, Richtung Süden, verbreitert sich die Senke ...«

»Ich weiß, wo das ist! Da war ich schon mal! Da wachsen

Steinpilze«, rief Cesarino dazwischen. Dass Cesarino etwas sagte, noch dazu mit lauter Stimme, war eine Überraschung.

»Oh«, meinte jemand, »Cesarino hat was gesagt.«

Adùmas ließ sich nicht beirren. »Und auf dem Wechsel zu der breiteren Stelle ist plötzlich der Keiler vor mir aufgetaucht ...«

»Wer kommt morgen mit?«, fiel Pieri ihm ins Wort. »Was meint ihr? Sollen wir uns alle zusammen auf die Suche nach dem Fuß machen und ihn seinem rechtmäßigen Besitzer zurückbringen?« Abermals brachen Gelächter und Kommentare los.

Adùmas merkte, dass man ihn die ganze Zeit auf den Arm genommen hatte. Er gab dem Wirt, der die Rechnung noch immer nicht geschrieben hatte, ein Zeichen, dass er ein andermal zahlen würde, und machte sich knurrend auf den Weg: »Blöder Haufen! Natürlich hab ich ihn gesehen!« In der Tür traf er auf Semir, den jüngeren der beiden tunesischen Brüder.

»Gehst schon?«, fragte Semir in seinem lokal gefärbten arabischen Tonfall.

»Du kannst mich auch am Arsch lecken, Marokkaner!«

Der »Marokkaner« sah betroffen drein, Adùmas gehörte zu denen, die er schätzte. Adùmas merkte es, er blieb stehen und fragte, wie um sich zu entschuldigen: »Bist du allein? Ist dein Bruder nicht da?«

»Nein, Haled weg, Tunesien. Vater krank ...«

»Das tut mir leid. Grüß ihn, wenn du was von ihm hörst.«

»Mache ich«, sagte der »Marokkaner« und wechselte das Thema: »Ist Schaufel drin?«

»Ja.«

»Wegen Lohnvorschuss, muss Geld in Tunesien schicken. Vater krank, vielleicht sterben«, sagte er, grüßte mit einem Kopfnicken und betrat das Lokal.

»Alles Gute für deinen Vater!«

Sie hießen überall die beiden Tunesier. Haled, der ältere, arbeitete als Maurer für Schaufel. Er hatte in Tunis Ingenieurwesen studiert, aber nachdem er in Casedisopra gelandet war, hatte er sich damit begnügt, als Maurer für Schaufel zu arbeiten. Schaufel hatte sofort gemerkt, dass mehr in Haled steckte als ein guter Maurer, und präparierte ihn für die Laufbahn des Vorarbeiters. Er brauchte einen. Florio konnte sich nicht um alle laufenden Baustellen kümmern.

Der andere, den Adùmas »Marokkaner« genannt hatte, hieß Semir, er arbeitete ebenfalls auf einer von Schaufels Baustellen.

Mit Semirs Ankunft in der Trattoria und Bar *Bei Benito* war die Palette, die Casedisopra an menschlicher Vielfalt zu bieten hatte, komplett. Es waren nämlich auch die vier Arbeiter aus dem Süden anwesend, die Schaufel immer holte, wenn er mit der Übergabe einer Baustelle in Verzug kam. Salvatore war ihr Chef. Hätte die Gewerbeaufsicht herumgeschnüffelt, hätte sie festgestellt, dass einer seiner drei Maurer minderjährig war.

»Salvatores Trupp« hießen sie bei Schaufel. Und Salvatore – der Retter – gab seinem Namen alle Ehre. Sie kamen, arbeiteten wenn nötig Tag und Nacht, Schaufel zahlte bar auf die Hand, und die Bauarbeiten wurden rechtzeitig fertig.

Salvatore und sein Trupp hatten den ganzen Abend zusammen an einem Tisch gegessen, schweigend gegessen und sich das Geplänkel über Wildschweine und Füße angehört. Hin und wieder tauschten die vier Männer einvernehmliche, womöglich vielsagende Blicke, die aber nur sie verstanden.

Wer fehlte, war Maresciallo Cruenti. Er ging nur zu Benito, wenn es sich gar nicht vermeiden ließ. Er scheute den privaten Umgang mit Leuten, die er womöglich eines Tages vernehmen musste. Man konnte nie wissen.

Nach der Begegnung mit dem Marokkaner machte sich ein beleidigter Adùmas eilig auf den Weg. Je rascher er von diesen Deppen wegkam, desto besser. Was wussten diese Jungspunde schon von Wildschweinen und Wäldern? Na ja, so jung waren sie gar nicht, aber er hatte das Gefühl, einem anderen Schlag und einer anderen Generation anzugehören.

Es war schon dunkel. Adùmas blieb stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden.

»Adùmas, warte«, sagte jemand.

»Was willst du, Marco?«

Der junge Mann trat zu ihm. »Wieso nennst du mich heute nicht Bussard?«

Adùmas machte eine unbestimmte Geste und sagte: »Die gehen mir auf den Sack. Was ist?«

»Ich will wissen, was es mit der Geschichte mit dem Fuß genau auf sich hat.«

»Mit dem Fuß? Nichts, alles Quatsch, wie der Quatsch von den anderen auch.«

»Keine Ausflüchte, Adùmas. War da nun ein Fuß oder nicht?«

Adùmas stieß den Rauch aus, zog zum letzten Mal an der Zigarette, warf dann die Kippe auf den Boden und drückte sie aus. »Ja, schon.«

»Wann denn?«

»Vorhin, in der Abenddämmerung.«

»Schau mich an: Hattest du getrunken?«

»Jetzt fängst du auch noch an! Quatsch, getrunken! Was trinke ich denn schon?«

»Und ob du trinkst. Vorhin hast du immerhin zwei Flaschen geleert.«

»Da war ich auch nicht auf der Saujagd. Und warum sollte ich überhaupt so einen Schwachsinn erzählen?«

»Um mit dem Jägerlatein der anderen mithalten zu können.«

»Mich hat noch nie jemand betrunken gesehen. Und glaubst du etwa, ich würde den Fuß eines Menschen nicht erkennen?«

»Wo war das?«

»Habe ich doch in der Osteria schon gesagt!«

»Sag's mir noch mal.«

Adùmas machte eine unbestimmte Handbewegung: »Da oben.«

»Da oben. Morgen gehst du mit mir da rauf, abgemacht?«
Adùmas nickte. »Ich hole dich um sechs mit dem Jeep ab.«

»Um sechs? Kommt nicht in Frage. Ich muss das Vieh versorgen und hab im Garten zu tun ... kommt nicht in Frage, Bussard.«

»Geht's um neun?«

Adùmas überlegte und sagte schließlich: »Es geht um zehn.«

UND WOHIN JETZT?

Zwölf Prüfungen mit sehr guten Ergebnissen abgelegt. Wie viele Prüfungen fehlten noch? Sie hatte aufgehört zu zählen. Ein paar, drei vielleicht, dann noch die Abschlussarbeit. Und wozu? Ganz bestimmt, um ihren Vater zu ärgern. Sie hatte sich für Musikwissenschaften eingeschrieben, Schwerpunkt Musikgeschichte und -kritik, aber am liebsten würde sie hinschmeißen, ohne Grund. Oder doch aus einem Grund, den sie aber nicht ertrug. Sie ertrug nicht den Gedanken, dass sie nach der Hochschule null Perspektive hatte. Das hatte sie auch vorher gewusst, als ihre Eltern sie um alles in der Welt dazu bringen wollten, ihre Zukunft anders zu planen.

»Was willst du denn mit so einem Abschluss anfangen, kannst du mir das mal erklären, Franci?«, hatte ihr Vater gesagt. »Hör auf mich, ich weiß, was es bedeutet, sich seinen Lebensunterhalt verdienen zu müssen. Studier Medizin. Du kannst meine Praxis übernehmen... Ich höre bald auf, du weißt, dass ich nicht gesund bin, Franci.«

Franci! Er sprach es Frensi aus. Seit sie vernünftig denken konnte – dabei wusste sie nicht, ob sie das überhaupt jemals gelernt hatte –, hasste sie diesen Spitznamen, den sie von Geburt an trug. Trotzdem war sie Franci geblieben. Zumindest in der Familie. Hätte draußen jemand sie Franci gerufen, hätte sie sich nicht umgedreht, aber Familie war nun mal Familie. Eltern durfte man nicht verdrießen. Die Familie nannte sie Franci? Dann sollten sie sie Franci nennen.

»Tut mir leid, Papa, aber eben weil ich nicht krank werden will wie du, werde ich nicht Medizin studieren.«

Sie studierte nicht Medizin. Sondern Musikwissenschaften, Schwerpunkt Musikgeschichte und -kritik. Und als der Frühling fast vorbei war und sich einer der heißesten Sommer anbahnte, die Bologna jemals heimgesucht hatten, war die große Lust, das Studium hinzuschmeißen, zur Entscheidung geworden. Aus vielerlei Gründen – die Schwierigkeit, sich mit einer Hochschule abfinden zu müssen, an der manche Dozenten sich nur um die Probleme ihrer Karriere und kaum um die vielen Probleme ihrer Studenten kümmerten; die Blicke ins Dekolleté hübscher Studentinnen; die nicht vorhandene Kommunikation zwischen Studenten und Professoren; die angespannte Atmosphäre an einem Ort, an dem es eigentlich um unbeschwertes Studieren gehen sollte ...

Alles Quatsch.

Und dann die Stadt. Die Stadt lebte müde vor sich hin. Vielleicht lag sie auch im Sterben, so wie die Uni im Sterben lag. In den Fluren roch es nach abgestandener Luft. In den Straßen auch.

»Ich mache Ferien«, sagte sie, ließ die beiden Koffer in der Diele auf den Boden plumpsen und lud sich den kleinen Rucksack auf.

»Frühstücke doch wenigstens«, brachte die Mutter mühsam heraus. Dann, halblaut: »Sag mal, Franci, du hast doch heute Vormittag eine Prüfung, oder?«

Franci gab keine Antwort. Sie frühstückte nicht und ging auch nicht in die Prüfung über Musikgeschichte.

Die Mutter stand auf dem Gartenweg und sah zu, wie sie in den C3 Pluriel stieg. »Sagst du mir wenigstens, wo du hingährst? Ans Meer? Mit wem denn?« Das Auto fuhr langsam an

ihr vorbei, sie beugte sich zum Seitenfenster hinunter. »Hast du wenigstens dein Handy dabei?« Franci antwortete nicht und hielt auch nicht an. »Melde dich wenigstens, wenn du angekommen bist! Dann muss ich mir wenigstens keine Sorgen machen!«

Mama, wie oft in deinem Leben hast du »wenigstens« gesagt?

Von Ozzano, östlich von Bologna, auf der Ringstraße nach Casalecchio, westlich von Bologna. Autobahn bis Sasso Marconi und dann, Staatsstraße 64, sprich Porrettana, und Überlandstraße nach Casedisopra.

»Francesca ...« Großvater Musolesi hatte sie immer Francesca genannt. Zum Glück. »Francesca, für uns ist Casedisopra seit jeher der Ort, an den wir gehören. Ich würde mich freuen, wenn auch du ...« Die Wünsche von Großvater Musolesi waren ihre eigenen Wünsche.

In der Ca' Storta – dem schiefen Haus – hatte sie die schönsten Zeiten ihres Lebens verbracht. Bis damals.

Das letzte Mal war im Sommer vor ... sieben Jahren? Nein, acht. Ich war sechzehn. Zwei Jahre vorher hatte Papa ...

In Casedisopra war er für alle Dr. Bordini, und alle zollten ihm Respekt, einen Arzt konnte man schließlich immer brauchen. Er hatte eine aus dem Dorf geheiratet, die Tochter jenes Musolesi, an den manche in Casedisopra sich noch erinnerten.

Eines Tages – Francesca war vierzehn Jahre alt – teilte Dr. Bordini seiner Familie mit, er habe im Dorf ein kleines Haus gekauft: »Weil die Ca' Storta am Ende der Welt liegt und ich allmählich alt werde.«

Fünfundfünfzig war er! Er war immer alt gewesen, auch als junger Mann. Ich verstehe Mama nicht.

Francesca verbrachte weiterhin mehr Zeit in der Ca' Storta als in dem Haus im Dorf.

»Ein bisschen spinnst du schon«, sagte Dr. Bordini manchmal. »Ich habe im Dorf ein Haus für dich gekauft, fließend Wasser, elektrisches Licht, Kühlschrank, und was machst du? Führst in der Ca' Storta ein Steinzeitleben. Du hast einfach die Gene deiner Mutter geerbt«, sagte er, und es war kein Kompliment. Weder für sie noch für die Mutter.

Der letzte Sommer, den sie in der Ca' Storta verbrachte, duftete nach Blumen, nach Gewürzkräutern und frisch gemähtem Gras.

»Für das Vieh«, erklärte der Großvater. »Das Vieh frisst nämlich gern frisches Gras, aber ja nicht zu viel auf einmal, sonst kriegt es einen Blähbauch, das Vieh.«

»Das Vieh? Ein Stück Vieh, Großvater! Eine einzige Kuh steht im Stall, die Bianchina!«

»Für mich ist es Vieh, auch wenn es nur eines ist.«

»Letztes Jahr hattest du noch drei.«

»Ich hab's allein nicht mehr geschafft. Seit die arme Frau nicht mehr gut beieinander ist, reicht uns Bianchina.«

Die Kühe bekamen Frauennamen: Bianchina, Clementina, Giovannina ... Die Hunde Hundennamen: Wolf, Nero, Bull, Lupo, Kusch ... Das wird wohl einen Grund haben, oder?

»Wie viele Hunde hast du schon gehabt, Großvater?«

Er antwortete mit einer unbestimmten Geste: viele. Ein ganzes, achtzig Jahre und ein paar Tage währendes Leben lang.

»Die Frau«, wie er seine Ehefrau nannte, starb im folgenden Winter, und er, Großvater Musolesi, erlebte noch, wie sein achtzigster Frühling anbrach. Mit dem Großvater war eine Welt vorbei, und vorbei war es mit der Ca' Storta, die inzwischen in wer weiß was für einem Zustand war. Acht Jahre lag die Beerdigung zurück, und Francesca war nie

mehr in der Ca' Storta gewesen. Wozu, ohne Großvater Musolesi.

Auf der kleinen Piazza von Casedisopra – auf der einen Seite die Kirche, auf der anderen das Rathaus – die erste Überraschung: Das Pflaster aus Flusskieseln, glatt und rund geschliffen von der Zeit, war einer Asphaltdecke gewichen, die in der ungewöhnlich heißen Sonne aufgeweicht war. Zum Glück trug Francesca keine hochhackigen Schuhe.

Dann die Autos. Sie hielten die komplette Piazza in Beschlag, abgesehen von einer halb vertrockneten Rabatte, die man aus Mitleid angelegt hatte. Oder als Wiedergutmachung für den Abbruch des gemauerten runden Brunnens mit seiner schmiedeeisernen Vorrichtung zum Hochziehen der Eimer, der jahrelang vorgegeben hatte, den Bewohnern Wasser zu liefern. In Wirklichkeit war die Wasserader umgeleitet worden, als die Guidottis das Kellergeschoss ihres historischen Palazzo sanierten, der etwas oberhalb der Piazza lag. Noch immer thronte dort das massive graue Gemäuer mit seinen vielen Wappen aus Sandstein, von denen manche verwittert und unleserlich waren, nutzlose Zeugen alten Adels. Der historische Brunnen war einem futuristischen Straßenbrunnen gewichen, der aus Wunder was für einem Architektenbüro stammte und den das kommunale Wasserwerk speiste.

Die Arme auf dem heißen Dach des C3, das Kinn auf die Arme gebettet, betrachtete Francesca eine Welt, die sich in acht Jahren sehr verändert hatte. Das war wenig, aber auch viel Zeit.

Jemand rief aus ein paar Meter Entfernung: »Ich glaub's nicht!« Breitbeinig stand er da, ein junger Mann, die Arme in die Hüften gestemmt, und sah sie an. »Francesca, das darf

nicht wahr sein! Ich hatte dich bei den Showgirls im Fernsehen vermutet.«

»Novello!« Sie war genauso überrascht wie er. Der junge Mann war leger gekleidet, das halblange braune Haar windzerzaust. »Bei den Showgirls? Wie kommst du drauf, dass das mein Fach ist?«, fragte sie, als sie ihn umarmte.

»Du siehst einfach zu gut aus. Dort wirst du enden. Früher oder später landest du bei denen.«

»Wäre auch eine Lösung.«

Novello war ein paar Jahre älter als Francesca und sah ebenfalls gut aus. Er stammte aus dem Hause Guidotti und wohnte fest in Casedisopra, im Sommer traf man sich mit den Flachlandbewohnern, die aus Bologna und Florenz heraufkamen, um oben die Ferien zu verbringen. Sein vollständiger Name lautete Guido Novello Guidotti, zu Ehren eines gewissen Guido Novello Guidi, der vielleicht der Stammvater der Familie Guidotti war. Momentan war Novello der letzte Spross des Hauses, aber er hatte noch viel Zeit, um für den Fortbestand der Familie zu sorgen.

»Haben sie dich zu Hause rausgeschmissen?«, fragte er.

»Und du?« Das machte Francesca oft: Sie beantwortete Fragen mit einer Gegenfrage.

»Ich wohne doch hier.«

»Es gibt andere Orte auf dieser Welt. Hat dir das noch nie jemand gesagt?«

Novello zuckte mit den Schultern. »Blödes Geschwätz! Ich fühle mich wohl hier.« Er hakte sich bei ihr unter. »Komm.«

»Ich muss noch parken ... weit und breit keine Parkmöglichkeit, schlimmer als in Bologna.«

Novello ging um das Auto herum und stieg ein. »Komm«, sagte er noch mal, und als Francesca am Steuer saß: »Ich weiß, wo du parken kannst.«



Francesco Guccini, Lorian Macchiavelli

Schlechte Saison

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74541-8

btb

Erscheinungstermin: Mai 2013

Der Wald war sein Zuhause, bis der Tod in sein Revier kam ...

Der alte Wilderer Adümas traut seinen Augen nicht, als er im Wald ein Wildschwein mit einem Fuß im Maul vorbeilaufen sieht. Und auch die Bewohner des Bergdorfs im tosco-emilianischen Apennin schreiben seine Beobachtung eher dem Alkohol zu. Doch dann brennt plötzlich der Wald und zwei Mitarbeiter einer Baufirma werden ermordet aufgefunden. Forstinspektor Marco Gherardini will den Dingen auf den Grund gehen und quartiert sich kurzerhand in der abgelegenen Hütte einer vor kurzem aus Bologna angereisten Studentin ein. Gherardini und Francesca kommen sich näher, doch irgendjemandem scheint ihr Aufenthalt im Wald ganz und gar nicht in den Kram zu passen ...